



PATRICK
MODIANO

Damit
du dich
im Viertel
nicht
verirrst

ROMAN | HANSER

Aufmerksamkeit geweckt, und hatte er eine Verbindung hergestellt zwischen ihnen und ihm, Daragane? Nein, bestimmt nicht. Zunächst einmal trug seine Mutter nicht denselben Familiennamen wie er. Die beiden anderen, Bugnand und Perrin de Lara, waren in grauer Vorzeit verschwunden, und Ottolini war zu jung, als dass sie irgendetwas in ihm wachrufen konnten.

Während er las, hatte er das Gefühl, diese »Akte« sei eine Art Sammelsurium, in dem sich Bruchstücke von zwei verschiedenen Ermittlungen mischten, die nicht im selben Jahr angestellt worden waren, denn nun ging es um 1952. Zwischen den Notizen von 1951, die Ermordung Colette Laurents betreffend, und jenen anderen, die auf den beiden letzten Seiten standen, meinte er jedoch einen hauchdünnen roten Faden zu erkennen: »Colette Laurent« hatte regelmäßig »ein Haus in Saint-Leu-la-Forêt« aufgesucht, wo »eine gewisse Annie Astrand« wohnte. Dieses Haus stand anscheinend unter polizeilicher Überwachung – doch aus welchem Grund? Unter den angeführten Namen: Jean Torstel, seine Mutter, Bugnand und Perrin de Lara. Zwei weitere Namen waren ihm nicht unbekannt. Roger Vincent und vor allem der Name dieser Frau, die das Haus in Saint-Leu-la-Forêt bewohnte, »eine gewisse Annie Astrand«.

Gern hätte er Ordnung gebracht in diese verworrenen Notizen, doch ihm schien, das übersteige seine Kräfte. Und außerdem, zu so später Stunde, mitten in der Nacht, da kommen einem oft komische Gedanken: Das Ziel, das Gilles Ottolini im Kopf hatte, als er all diese Notizen in seiner Akte zusammenfasste, nun, das war nicht irgendein alter Kriminalfall, sondern er selbst, Daragane. Natürlich, Ottolini hatte den Schusswinkel nicht gefunden, er tappte im dunkeln, verirrte sich auf Abwege, war unfähig, zum Kern der Sache zu kommen. Er spürte ihn um sich herumschleichen, auf der Suche nach einem Zugang. Vielleicht hatte er alle diese buntgemischten Einzelheiten in der Hoffnung zusammengefasst, Daragane werde auf irgendeine davon reagieren, so wie Polizisten, die ein Verhör mit belanglosen Feststellungen beginnen, um die Abwehrinstinkte des Verdächtigen einzulullen. Und wenn er sich dann in Sicherheit wähnt, überrumpeln sie ihn plötzlich mit der entscheidenden Frage.

Seine Augen wanderten wieder zum Laub der Weißbuche hinter der Fensterscheibe, und er schämte sich dieser Gedanken. Er war dabei, seine Gelassenheit zu verlieren. Die paar Seiten, die er gelesen hatte, waren nicht mehr als ein ungeschickter Entwurf, eine Anhäufung von Einzelheiten, und sie verbargen das Wesentliche. Ein einziger Name verwirrte ihn und wirkte wie ein Magnet: Annie Astrand. Doch er war kaum entzifferbar inmitten dieser ohne doppelten Zeilenabstand aufgetürmten Wörter. Annie Astrand. Eine ferne Stimme, sehr spät im Radio eingefangen, und du sagst dir, sie richtet sich an dich und will dir eine Botschaft übermitteln. Irgendwer hatte eines Tages behauptet, die Stimmen von Menschen, die einem in der Vergangenheit nahegestanden haben, vergesse man sehr schnell. Und doch, würde er heute die Stimme von Annie Astrand auf der Straße hinter sich hören, er war überzeugt, sie sofort zu erkennen.

Sollte er Ottolini noch einmal gegenüber sitzen, würde er sich hüten, seine Aufmerksamkeit auf diesen Namen zu lenken: Annie Astrand, aber er war nicht sicher, ob er ihn wiedersehen würde. Allenfalls wollte er ihm eine kurze Nachricht schicken und die mageren Informationen über Guy Torstel weitergeben. Ein Mann, der sich um eine Buchhandlung kümmerte, in der Galerie de Beaujolais, am Rand der Gärten des Palais-Royal. Ja, er war ihm nur einmal begegnet, vor nahezu fünfzig Jahren, an einem Herbstsonntag, abends in Le Tremblay. Er könnte in seiner Freundlichkeit vielleicht so weit gehen, dass er ihm ein paar zusätzliche Details über die beiden anderen verriet, Bugnard und Perrin de Lara. Freunde seiner Mutter, wie wahrscheinlich auch Guy Torstel. In jenem Jahr, als er die Gedichte aus *Mein Freund, der Baum* las und dieses Mädchen beneidete, das in seinem Alter war und ihre Verfasserin, hatten Bugnard und Perrin de Lara – und vielleicht auch Torstel – immer ein Buch in der Tasche, wie ein Messbuch, ein Buch, auf das sie offenbar große Stücke hielten. Er erinnerte sich an den Titel: *Fabrizio Lupo*. Eines Tages hatte Perrin de Lara mit ernster Stimme zu ihm gesagt: »Wenn du einmal groß bist, wirst du auch *Fabrizio Lupo* lesen«, einer dieser Sätze, die wegen ihres Klangs geheimnisvoll bleiben bis ans Ende deines Lebens. Später hatte er nach diesem Buch gesucht; doch leider hatte er nie ein Exemplar gefunden und so *Fabrizio Lupo* nie gelesen. Es würde nicht nötig sein, von diesen winzigen Erinnerungen zu sprechen. Am wahrscheinlichsten war, dass er Gilles Ottolini irgendwie abschütteln konnte. Telefongeklingel, bei dem er nicht abheben würde. Briefe, von denen manche als Einschreiben kämen. Am lästigsten würde sein, dass Ottolini sich vor dem Haus postierte, und da er den Zahlencode nicht wusste, würde er warten, bis irgendwer das Eingangstor aufmachte und er mit hineinschlüpfen konnte. Er würde an seiner Tür läuten. Auch diese Klingel musste er abstellen. Jedesmal, wenn er aus dem Haus ginge, würde er auf Gilles Ottolini stoßen, der ihn ansprach und ihm auf der Straße folgte. Und es gäbe keinen anderen Ausweg mehr, als sich aufs nächstgelegene Polizeirevier zu flüchten. Aber die Beamten würden seine Erklärungen nicht ernst nehmen.

Es war fast ein Uhr morgens, und er sagte sich, um diese Zeit, in der Stille der Einsamkeit, steigert man sich leicht in irgendetwas hinein. Langsam gewann er seine Ruhe zurück, und er bekam sogar eine Art Lachanfall bei dem Gedanken an Ottolinis Gesicht, eines von diesen Gesichtern, die so schmal sind, dass sie, selbst von vorne gesehen, wirken wie im Profil.

Die getippten Blätter lagen verstreut auf seinem Schreibtisch. Er nahm einen Stift, der an einem Ende eine rote Mine hatte und am anderen eine blaue und den er zum Korrigieren seiner Manuskripte benutzte. Nach und nach strich er die Seiten mit dem blauen Stift durch und umkringelte in Rot den Namen: ANNIE ASTRAND.

Gegen zwei Uhr morgens klingelte das Telefon. Er war auf dem Kanapee eingeschlafen.

»Hallo ... Monsieur Daragane? Hier ist Chantal Grippay ...«

Einen Augenblick zögerte er. Er tauchte aus einem Traum hervor, in dem er das Gesicht von Annie Astrand gesehen hatte, und das war ihm seit über dreißig Jahren nicht passiert.

»Haben Sie die Fotokopien gelesen?«

»Ja.«

»Verzeihen Sie, dass ich so spät anrufe ... aber ich war furchtbar gespannt auf Ihre Meinung ... Hören Sie mich?«

»Ja.«

»Wir müssen uns sehen, bevor Gilles zurückkommt. Kann ich bei Ihnen vorbeischauen?«

»Jetzt?«

»Ja. Jetzt.«

Er nannte ihr die Adresse, den Zahlencode, die Etage. Hatte er seinen Traum abgeschüttelt? Vorhin schien ihm Annie Astrands Gesicht so nah ... Sie saß am Steuer ihres Autos, vor dem Haus in Saint-Leu-la-Forêt, er war auf dem Sitz neben ihr, und sie redete mit ihm, aber den Klang ihrer Stimme konnte er nicht hören.

Auf seinem Schreibtisch die Fotokopien, völlig durcheinander. Er hatte vergessen, dass er sie mit blauen Strichen bearbeitet hatte. Und der Name: Annie Astrand sprang einem in die Augen, wegen des roten Kringels ... Das durfte Gilles Ottolini nicht zu sehen bekommen. Dieser rote Kringel konnte ihn auf eine Spur bringen. Jeder x-beliebige Polizist hätte die Frage gestellt, wäre er beim langsamen Umblättern der Seiten darauf gestoßen.

»Warum haben Sie den Namen hervorgehoben?«

Er warf einen Blick auf die Weißbuche, deren Blätter sich nicht rührten, und das beruhigte ihn. Dieser Baum war eine Schildwache, die einzige Person, die auf ihn achtgab. Er stellte sich ans Fenster, auf der Straßenseite. Um diese Uhrzeit fuhr kein Auto durch, und die Straßenlaternen leuchteten für nichts. Er sah Chantal Grippay auf dem Trottoir gegenüber daherkommen, und sie schien auf die Hausnummern zu schauen. In der Hand hielt sie eine Plastiktüte. Er fragte sich, ob sie von der Rue de Charonne bis hierher zu Fuß gelaufen war. Er hörte das Eingangstor laut zuschlagen, dann ihre Schritte im Treppenhaus, langsame Schritte, als zögere sie hinaufzugehen. Bevor sie läutete, öffnete er die Tür, und sie zuckte zusammen. Sie trug immer noch schwarze Bluse und schwarze Hose. Sie wirkte genauso schüchtern wie beim ersten Mal, im Café Rue de l'Arcade.

»Ich wollte Sie nicht so spät stören ...«

Sie stand reglos auf der Schwelle und schien sich zu entschuldigen. Er fasste sie am Arm, um sie zum Eintreten zu bewegen. Er spürte, sonst würde sie kehrtmachen. In dem Raum,

der ihm als Büro diente, deutete er auf das Kanapee, sie nahm Platz und legte die Plastiktüte neben sich.

»Nun, haben Sie gelesen?«

Sie hatte die Frage mit ängstlicher Stimme gestellt. Weshalb war ihr das so wichtig?

»Ich habe gelesen, aber ich kann Ihrem Freund wirklich nicht weiterhelfen. Ich kenne diese Leute nicht.«

»Nicht einmal Torstel?«

Sie blickte ihm gerade in die Augen.

Das Verhör würde also weitergehen, ohne Unterbrechung, bis zum Morgen. Dann, gegen acht, würde es an der Tür läuten. Gilles Ottolini wäre zurück aus Lyon und würde sie ablösen.

»Nein, nicht einmal Torstel.«

»Warum haben Sie diesen Namen in einem Buch verwendet, wenn Sie ihn nicht kennen?«

Sie hatte einen gespielt naiven Ton angeschlagen.

»Ich wähle Namen aufs Geratewohl, indem ich im Adressbuch blättere.«

»Sie können Gilles also nicht helfen?«

Er setzte sich neben sie auf das Kanapee und kam ihr mit dem Gesicht ganz nahe. Wieder sah er die Narbe auf dem linken Wangenknochen.

»Er hätte so gern, dass Sie ihm beim Schreiben helfen ... Er dachte, dass alles, was auf diesen Blättern steht, Sie direkt betrifft ...«

In diesem Augenblick hatte er das Gefühl, dass sich die Rollen umkehrten und dass es nicht viel brauchte, und sie würde »einknicken«, ein Ausdruck, den er früher einmal in einem bestimmten Milieu gehört hatte. Im Licht der Lampe bemerkte er die Ringe unter ihren Augen und das Zittern ihrer Hände. Sie wirkte blasser als vorhin, als er die Tür geöffnet hatte.

Auf seinem Schreibtisch waren die Seiten, die er mit dem blauen Stift durchgestrichen hatte, gut sichtbar. Doch bisher war ihr noch nichts aufgefallen.

»Gilles hat alle Ihre Bücher gelesen und Erkundigungen über Sie eingeholt ...«

Diese Worte versetzten ihn in leichte Unruhe. Er hatte das Pech gehabt, jemandes Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und nun würde der nicht mehr locker lassen. Das geschieht bei manchen Leuten, deren Blicke man kreuzt. Sie können plötzlich aggressiv werden, völlig grundlos, oder einen ansprechen, und dann ist es äußerst schwierig, sie wieder loszuwerden. Er bemühte sich immer, auf der Straße den Blick gesenkt zu halten.

»Und außerdem wollen sie ihn in der Agentur Sweerts entlassen. Wieder mal wird er arbeitslos ...«

Daragane überraschte der überdrüssige Ton, in den sie verfallen war. Er glaubte in diesem Überdruß eine Spur Gereiztheit zu erkennen, und sogar ein wenig Verachtung.

»Er hat geglaubt, Sie würden ihm helfen ... Er hat den Eindruck, Sie schon lange zu

kennen ... Er weiß so viel über Sie ...«

Offenbar wollte sie noch mehr sagen. Es kam jene Stunde der Nacht, da alle Schminke bröckelt und man sich leicht zu Vertraulichkeiten hinreißen lässt.

»Möchten Sie etwas trinken?«

»O ja ... etwas Starkes ... Ich brauche einen Aufputscher ...«

Daragane wunderte sich, dass sie in ihrem Alter diesen altmodischen Ausdruck gebrauchte. Das Wort »Aufputscher« hatte er lange nicht mehr gehört. Vielleicht benutzte es früher Annie Astrand. Sie hielt ihre Hände fest aneinandergepresst, als wolle sie damit ihr Zittern bändigen.

Er fand im Küchenschrank nur eine halbleere Flasche Wodka und fragte sich, wer die wohl hiergelassen hatte. Sie hatte es sich auf dem Diwan gemütlich gemacht, die Beine ausgestreckt, den Rücken gegen das dicke orange Kissen gelehnt.

»Entschuldigen Sie bitte, ich bin ein bisschen müde ...«

Sie trank einen Schluck. Dann noch einen.

»Jetzt geht's mir besser. Furchtbar, solche Abende ...«

Sie blickte auf Daragane, so, als sollte er ihr Zeuge sein. Er zögerte kurz, bevor er nachfragte.

»Was für Abende?«

»Solche wie der, wo ich herkomme ...«

Dann, mit schroffer Stimme:

»Ich werde dafür bezahlt, dass ich zu diesen ›Abenden‹ gehe ... es ist wegen Gilles ... Er braucht Geld ...«

Sie ließ den Kopf hängen. Sie schien ihre Worte zu bereuen. Sie drehte sich zu Daragane, der ihr auf dem grünen Samthocker gegenüber saß.

»Nicht ihm sollten Sie helfen ... sondern mir ...«

Sie warf ihm ein Lächeln zu, das man armselig hätte nennen können oder anämisch.

»Immerhin bin ich ein anständiges Mädchen ... Darum müsste ich Sie vor Gilles warnen ...«

Sie setzte sich anders hin, an den Rand des Kanapees, damit sie ihm gerade ins Gesicht schauen konnte.

»Er hat Dinge über Sie erfahren ... durch diesen Freund bei der Polizei ... Darum hat er versucht, mit Ihnen in Verbindung zu treten ...«

Müdigkeit? Daragane verstand nicht mehr, was sie sagte. Was mochten das für »Dinge« sein, die dieser Mensch bei der Polizei über ihn erfahren hatte? Jedenfalls waren die Seiten der »Akte« nicht sehr aufschlussreich. Und er kannte fast keinen der angeführten Namen. Bloß seine Mutter, Torstel, Bugnand und Perrin de Lara. Aber auch die waren so weit weg ... Sie hatten so wenig gezählt in seinem Leben ... Statisten, längst verschwundene. Natürlich, Annie Astrand wurde erwähnt. Ganz nebenbei. Ihr Name fiel überhaupt nicht auf, ging unter zwischen den anderen. Und war außerdem noch falsch geschrieben: Astran.